

Kostenfreier Abdrucktext

Die folgende Geschichte ist dem Buch **Frauen an der Heimatfront** - Zeitgut Band 26 entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zu Verfügung. Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Zudem bitten wir um ein Belegexemplar. Herzlichen Dank!

Frauen an der Heimatfront

Erinnerungen 1939-1945

36 Geschichten und Berichte von Zeitzeuginnen.

320 Seiten mit vielen Abbildungen, Chronologie,
Ortsregister, Zeitgut Verlag, Berlin.

Gebundene Ausgabe

ISBN 978-3-86614-206-0, Euro 13,90

Taschenbuch-Ausgabe

ISBN 978-3-86614-208-4, Euro 10,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen



Daniel Schlie
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH

Pressekontakt

Daniel Schlie
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14

E-Mail: daniel.schlie@zeitgut.de
Tel: 030 - 70 20 93 10
Fax: 030 - 70 20 93 22
12107 Berlin



[München, Bayern;
15. – 20. Juli 1944]

Elisabeth Siemionow

Der 20. Juli 1944

Ich gehörte zu dem großen Heer der Frauen und Mädchen, die dienstverpflichtet waren und überwiegend in Rüstungsbetrieben arbeiten mußten. Dabei war mir das Glück hold: Ich brauchte an keiner der knatternden oder kreischenden Maschinen zu stehen, an denen Panzerplatten für den „Tiger“ produziert wurden. Mit meinem Einweisungsschein vom Arbeitsamt wies mich die Betriebsführung in die Buchhaltung, wo die Panzerplatten für mich am bequemen Schreibtisch lediglich Buchungsfakten darstellten.

Dienstag, 18. Juli 1944: In der Buchhaltungsabteilung der Maschinenfabrik wurde heute mehr als sonst getuschelt, und was eine Kollegin der anderen ins Ohr flüsterte, bestätigte sich bald: Der Betriebsführer hatte sich mit dem Auto vom Ausweichlager bei Benediktbeuren nach München bringen lassen. Er kannte die letzten Bombenangriffe nur vom Hörensagen. Und dieser kleine Gott wollte uns jetzt zur Raison bringen, weil wir, die Gefolgschaftsmitglieder, nach Fliegerangriffen nach Hause eilten, anstatt unsere Arbeit fortzusetzen. Ich fühlte mich auch betroffen und verteidigte mich: „Mir sind meine Habseligkeiten wichtiger als das Buchen von Belegen. Und Rechnungen kann ich auch morgen schreiben, nicht aber meine Sachen retten, wenn das Haus heute brennt.“

Es war mucksmäuschenstill im Raum. Keine Kollegin stand mir bei, obwohl die meisten von ihnen nach der Entwarnung ebenfalls nach Hause rannten. Ich schaute mich um. Der Ingenieur legte für den Bruchteil einer Sekunde seinen Zeigefinger auf den Mund. Ich nickte ihm ebenso schnell zu und verstand: Mund halten!

Der Betriebsführer sprach weiter, über die Verletzung der Pflicht, der Disziplin und über den „Totalen Krieg“. Als wir den Raum verließen, prangte bereits eine „Bekanntmachung“ mit zackigen Sprüchen am Schwarzen Brett:

Genau wie der Soldat an der Front, sind wir Soldaten der Arbeit und haben – genauso wie sie – auf dem Posten auszuharren, auf den wir gestellt sind ...

Bei Nichtbeachtung dieser Anweisung werden wir rücksichtslos gegen diejenigen vorgehen, die glauben, sich den gegebenen Notwendigkeiten nicht fügen zu müssen ...

Der Anschlag nahm einen ganzen DIN-A4-Bogen ein. In ihm wurde mit Rüstungs- und Polizeidienststellen gedroht, mit Befehlen der Partei, des Luftschutzes und anderen Organisationen. Ich war wieder dort angelangt, wo ich schon einmal aufgehört hatte. Aber hier in München stand mir Wolf zur Seite, und mit ihm traf ich mich heute nach Dienstschluß in Schwabing. Dieser Stadtteil war das Ziel der letzten Bombenangriffe. In vielen Straßenzügen gab es kein Gas, kein Wasser und keinen Strom. Seit Tagen mußte das Brot für die Bevölkerung aus Franken und aus Salzburg herangebracht werden. Die Milch kam sauer in den Handel, weil die Kühlanlagen ausfielen.

Wir fanden kein Lokal, in dem „Nicht-Fliegergeschädigte“ essen durften. Also stellten wir uns in einer Schlange von Menschen an, die vor dem „Hilfszug Hermann Göring“ auf einen Teller

Suppe warteten. Ausgerechnet Göring hieß der Wagen mit der Gulaschkanone. Göring, der Meier heißen wollte, wenn je ein feindliches Flugzeug ...

Nun flogen sie längst über ganz Deutschland und auch bis zur „Hauptstadt der Bewegung“. Dem Nachrichtendienst blieb nichts anderes übrig, als immer wieder von „schweren Kampfverbänden“ und „Flächenbränden“ zu berichten.

Der Mann an meiner Seite zitierte längst nicht mehr Wilhelm Busch: „Hier sieht man nur noch Trümmer rauchen ...“, sondern gestand mir todernst: „Ich kann mit der Zerstörung Münchens nicht fertigwerden.“

Auf unserem Weg kamen wir zur Ludwigstraße. Das Siegestor war durch eine Sprengbombe zerstört. Die Löwen lagen darunter.

„Vielleicht werden daraus Deutschlands letzte Kanonen gegossen“, sinnierte Wolf.

Die Universität war den Flammen zum Opfer gefallen. Studenten hatten angeblich die Bücher aus den Fenstern der Bibliothek auf die Straße geworfen. „Wolf, das werde ich auch machen, wenn wir dran sind.“

Wolf küßte mich. Wir schauten uns in die Augen, und jeder wischte dem anderen den Schmutz aus dem Gesicht.

Donnerstag, 20. Juli 1944: Zwei Stunden verbrachten wir im Luftschutzkeller der Maschinenfabrik und mit uns junge Burschen in Wehrmachtsuniformen ohne irgendwelche Abzeichen. Das machte mich stutzig, und ich begann mit einem Jungen ein Gespräch. Er trug die Uniform nicht freiwillig, und sein Deutsch klang nach „Fremdsprache im Gymnasium“. Er und seine Kameraden mußten tagein tagaus Verschüttete und Tote aus den Trümmern bergen. Alle waren Ungarn. Dann redete sich der Junge all seinen Ballast von der Seele. Eigentlich wollte er Theologie studieren ...

Schade, ich konnte ihm nicht helfen!

Der Pförtner am Ausgang der Fabrik drückte auch diesmal ein Auge zu, als ich vorzeitig meinen Arbeitsplatz verließ. Das Wetter war verlockend. Wolf wollte heute mit mir ins Dante-Bad radeln. Er fand es gar nicht so heldenhaft, daß ich mich selbst beurlaubt hatte. Wenn das alle Menschen genauso praktizierten, wäre der Krieg vielleicht eher beendet. Das war Wolfs Meinung, und er handelte danach, zumindest, was den Arbeitseifer im Bayerischen Landesamt anbelangte. Darin waren wir uns einig.

„Mein lieber Herr Hauptschriftleiter! Warst Du vor drei Jahren in Deinen Leitartikeln auch so unvorsichtig? Dann wundere ich mich gar nicht, daß Deine Zeitung eingestellt wurde und zwar nicht nur aus Papiermangel.“

Diese Äußerung war ein Fehler. Wolfs Miene verdüsterte sich, wie immer, wenn er an die „Münchner Zeitung“ erinnert wurde. Sie sollte überparteilich sein, die Münchner Herzen ansprechen und nicht die Parteigenossen im „Braunen Haus“ und in den anderen Monumentalbauten der NSDAP auf dem Königsplatz. Die hatten ihren „Völkischen Beobachter“.

Anfang 1933 teilte Wolf mit vielen, sogar mit deutschen Juden, die Ansicht, der braune Spuk wäre nur eine kurze Krankheit in einem von Arbeitslosigkeit gebeutelten Land. Was er nicht ahnte: die Volksgenossen zogen sich zuerst die Braunhemden an, danach sich und alle anderen die in Feldgrau. Gleich am Anfang unserer Bekanntschaft stellte ich die Gretchen-Frage: „Wie hältst Du es mit dem Dritten Reich?“

Wolf hatte zwei Erklärungen bereit: Seine geliebte „gescheite Frau“, die Freundin, die emigrieren mußte und dann mich, die Halbjüdin, weil er sich als „mein Onkel“ jüdisch-versippt machte. Ein gewisses Risiko für Wolf.

Erstaunlich, wie Wolf plötzlich abschalten konnte, wenn er im Wasser war. Außer uns schwammen drei oder vier Leutchen im Becken. Im Dantebad waren doch nur die Umkleidekabinen und Anlagen zerstört! Wir lagen auf dem Rücken im Wasser, sahen in den

klaren, blauen Himmel und an der Sonne vorbei. Diese Nachmittagsstunde war für uns wie ein Nordsee-Urlaub auf einer friedlichen Insel.

Wir radelten aus München hinaus nach Obermenzing und stellten unsere Räder am „Weichandhof“ ab. Im Lokal saßen nur ältere Leute, denen keine Dienstverpflichtung mehr drohte. Wir suchten uns einen ruhigen Platz. Da der Monat fortgeschritten war, gingen wir mit unseren Lebensmittelkarten sparsam um. Also bestellten wir ein „Stammgericht“ – ein anderer Name für Eintopf ohne Fett – und zwei Scheiben Brot gegen Reisebrotmarken. Wolf löffelte seine Kohlsuppe, in die er Stückchen des harten Schwarzbrotos hineingebrockt hatte.

Plötzlich hörten wir aus dem Radio eine Stimme mit einer Sondermeldung:

„Auf den Führer wurde heute ein Sprengbomben-Anschlag verübt. Er selbst hat außer leichten Verbrennungen und Prellungen keine Verletzungen erlitten. Der Führer hat unverzüglich seine Arbeit wieder aufgenommen und, wie vorhergesehen, den Duce zu einer längeren Aussprache empfangen. Kurze Zeit darauf traf der Reichsmarschall beim Führer ein.“

Stille. Die Gäste unterbrachen das Essen, schauten sich schweigend an.

„Gott sei Dank! Der Führer lebt!“ brüllte Wolf aus voller Brust.

Jetzt schauten alle Anwesenden zu unserem Tisch herüber. Das Lachen blieb mir im Halse stecken.

„Was denken die jetzt von uns?“ fragte ich Wolf und wußte nicht, wie er dieses „Gott sei Dank!“ meinte.

Ganz leise erklärte er mir: „Du, ich meine es wirklich ernst. Stell Dir vor, als Toter wäre er in Walhall eingegangen. Du kennst doch die sentimentalen Deutschen. Jeder hätte gesagt: Wir hätten den Krieg gewonnen, wenn unser Führer noch lebte. Nein, mein Kind, dieser Mann muß zum Selbstmörder werden! Seine Leiche muß unauffindbar bleiben! Es darf für Hitler niemals eine Pilgerstätte geben.“

Ja, das sah ich ein. „Bist doch’n kluger Wolf!“

Er glaubte sogar, der preußische Adel hätte das Komplott geschmiedet. Und wir hatten ein Gesprächsthema bis nach Mitternacht.